

### Missionserfahrungen in Taiwan, mit Blick auf das indigene Volk der Tsou

Anton Weber SVD

Vorbemerkung: P. Anton Weber SVD, Jahrgang 1937, trat 1957 in die Gesellschaft des Göttlichen Wortes (Steyler Missionare, SVD) ein. Von 1965 bis 2000 war er in Taiwan als Missionar tätig. Im Jahre 2000 rief sein Orden ihn nach Deutschland zurück, um die Priester, Seminaristen und Ordensschwester von Festlandchina zu begleiten, die an der Philosophisch-Theologischen Hochschule SVD in Sankt Augustin studierten. Von 2005 bis 2012 hatte er das Amt des Direktors des China-Zentrums inne. Er führt in dem folgenden Interview vom Mai 2021 seine Ansichten und Erfahrungen hinsichtlich seiner Tätigkeit in Taiwan aus. P. Weber arbeitete viele Jahre unter dem indigenen Bergvolk der Tsou (auch Cou, Zou zu 鄒族), die traditionell in der Bergregion des Alishan nahe Chiayi im südlichen Mittel taiwan leben. Die ethnische Gruppe zählt heute ca. 6.500 Angehörige. Die Fragen stellten Katharina Feith (China-Zentrum) und Barbara Hoster (Institut Monumenta Serica, Sankt Augustin).

#### 1. Was hat Sie persönlich motiviert, in die Taiwan-Mission zu gehen?

**Antwort:** China hatte schon in meinen Studienjahren mein besonderes Interesse gefunden. Einige Schriften (in deutscher Übersetzung) der frühen chinesischen Denker hatten eine gewisse Faszination auf mich ausgeübt. Als unser Stifter, der Begründer der Steyler Missionsgesellschaft P. Arnold Janssen SVD (1837–1909), sich entschlossen hatte, eine Missionsgesellschaft zu gründen, dachte er an erster Stelle an China. Der Einsatz in Festlandchina, wo viele Steyler Missionare jahrzehntelang gearbeitet hatten, war nach der kommunistischen Machtübernahme für ausländisches Personal jedoch ausgeschlossen. Dafür öffnete sich in den 1950er und 1960er Jahren in Taiwan (Republik China) eine Tür für die China-Mission.<sup>1</sup> Auch die Steyler Generalleitung entschloss sich auf Drängen ehemaliger Chinamissionare, in Taiwan ein Gebiet für ihren missionarischen Einsatz zu übernehmen. In Übereinkunft mit Bischof Thomas Niu Huiqing (1895–1973), dem früheren Bischof von Yanggu in der Provinz Shandong (einem ehemaligen SVD-Missionsgebiet) und damaligen Apostolischen Administrator der Diözese Chiayi, übernahmen die Steyler Missionare ein Gebiet in der Diözese. Es handelte sich um das Gebiet östlich der Stadt Chiayi mit Einschluss

des noch zum Landkreis Chiayi gehörigen Berggebietes mit seiner Urbevölkerung. Es kam zur Gründung der Steyler China-Region (später China-Provinz). Der erste Regional war P. Alois Krieffewirth (1904–1990), der ehemals als Missionar in Henan gearbeitet hatte. Ihm gelang es auch, Bischof Niu das Zugeständnis abzurufen, der SVD die missionarisch-pastorale Betreuung und Verwaltung einer Stadtpfarrei in Chiayi zu überlassen. Auf Betreiben von P. Krieffewirth wurde auch in der Stadt Tainan eine Pfarrei übernommen und in Kaohsiung das sogenannte Deutsche Kulturzentrum errichtet.

Am Stadtrand von Chiayi, an der Wufeng South Road, fand die SVD dann auch einen Platz für die Ordenszentrale (nachdem sie sich vorher im Dorf Dingliu niedergelassen hatte), in unmittelbarer Nachbarschaft zur Fu-Jen-Mittelschule, die eine Gründung der SVD war. Auch dort kam es zur Errichtung einer Pfarrei mit Kindergarten (Fu-Jen-Kindergarten).

In Hsinchuang im Kreis Taipei war es unterdessen 1961 zur Wiedererrichtung der Fu-Jen-Universität gekommen, zu deren Aufbau die SVD einen ganz beträchtlichen materiellen und personellen Beitrag leistete.

Dies alles geschah in den 1960er Jahren. Alles klang recht anregend und erwies sich als entwicklungsöffnend; es förderte bei mir die Motivation, mich für den dortigen Missionseinsatz zu melden.

Ein weiteres Zeichen, das in Richtung Taiwan wies, war die Tatsache, dass das damalige SVD-Personal, zumeist bestehend aus älteren verdienten Festlandsmissionaren, die aus ihren neuen Betätigungsfeldern in Europa, Asien und Afrika abberufen und für Taiwan bestimmt worden waren, nun älter wurde und sich nach jungen Leuten umsah, die ihre Arbeit weiterführen könnten. Damit war die Wahrscheinlichkeit, dass jemand, der sich für die China-Provinz / Taiwan meldete, dafür von der Ordensleitung auch die Missionsbestimmung erhielt, sehr groß. Außerdem schien sich aus meinem Kurs von 30 Neupriestern außer mir niemand für eine Missionsbestimmung für China / Taiwan zu interessieren.

Eine letzte, sehr konkrete Anregung kam dann noch von P. Karl Weber SVD (1936–1994), meinem Landsmann und Studienkollegen, der sich nach Abschluss seiner theologischen Studien in den USA für die China-Mission gemeldet hatte und ein Jahr vor mir nach Taiwan ausgereist war. Er hatte nur Gutes über die Verhältnisse und Möglichkeiten der Steyler Missionsarbeit in Taiwan, besonders die Bergmission betreffend, zu berichten. Er ermutigte mich, mich bei der Auswahl eines Missionsfeldes an erster Stelle für Taiwan zu entscheiden. Meinem Wunsch wurde dann von der Ordensleitung auch ohne Weiteres entsprochen.

<sup>1</sup> Zu den verschiedenen Phasen der Geschichte der katholischen Kirche in Taiwan nach 1949 siehe Beatrice Leung, „Die katholische Kirche in Taiwan: Geschichte, Entwicklung, Perspektiven“, in: *China heute* 2020, Nr. 1, S. 34-42. Anm. der Red.



P. Weber als junger Missionar am Bahnhof von Chiayi auf dem Weg in die Berge. Foto: privat.

## 2. Wie sah das Verhältnis zwischen *benshengren* 本省人, *waishengren* 外省人, *yuanzhumin* 原住民 und der katholischen Kirche aus?

**Antwort:** Mit der kommunistischen Machtübernahme in Festlandchina im Jahre 1949 zog sich die nationalchinesische Armee unter Chiang Kai-shek auf die Insel Taiwan zurück, das in den vergangenen 50 Jahren unter japanischer Kolonialherrschaft gestanden hatte. Sie betrachtete sich sozusagen als Befreier Taiwans. Zugleich behielten Präsident Chiang Kai-shek und seine Partei – die Guomindang 國民黨 – für sich den Anspruch, die offizielle legitime Regierung von Gesamtchina mit dem Namen *Zhonghua minguo* (Republic of China, kurz R.O.C.) zu sein. In den ersten Jahren wurde sogar noch die Parole hochgehalten: „Festlandchina zurückerobern, die Landsleute befreien, die kommunistischen Banditen ausrotten!“ Selbst auf Schnapsflaschen war dieser Spruch als Anregung zu finden.

Mit der Aussichtslosigkeit dieser sogenannten Zurückeroberung verschwanden dann auch zusehends all diese Sprüche, und die Soldaten der Festlandsarmee sahen sich mehr und mehr ihrem Schicksal ausgeliefert, sich in Taiwan fest niederzulassen und sich in die dortige Bevölkerung einzugliedern. Zum Problem wurde für sie das Bedürfnis, eine Familie zu gründen. Sie suchten sich Frauen unter der

taiwanischen Bevölkerung (*benshengren*) oder aber unter der Ureinwohnerbevölkerung (*yuanzhumin*), die als Minderheit (ca. 2,4% der Gesamtbevölkerung), aufgeteilt in mehrere kleinere und größere Völker und Volksgruppen (im Deutschen bezeichnete man sie lange Zeit auch als Stämme), vor allem die Bergregionen bewohnte. Mit der chinesischen Armee war auch eine große Zahl von Privatpersonen mitsamt Familien aus Festlandchina nach Taiwan geflohen, nicht ohne den Gedanken, wenn die Entwicklung es erlaube, wieder in die ursprüngliche Heimat zurückzukehren. Auch dies erwies sich bald als ziemlich aussichtslos, sodass sie sich ebenfalls darauf einstellen mussten, sich auf Taiwan fest niederzulassen.

Die sogenannten „Festländer“ (*daluren* 大陸人) oder *waishengren* („die von außerhalb Kommenden“) waren in Taiwan von den „Taiwanern“ (*benshengren*) nicht unbedingt willkommen geheißen, zumal sich die Festländer vielfach als Herren und Befreier fühlten und sich entsprechend verhielten. Auch waren die sprachlichen Unterschiede beträchtlich, obwohl „Festländer“ und „Taiwaner“ beide ethnisch Han-Chinesen sind. Wenn auch die Schrift aufgrund der gleichen chinesischen Zeichen beiderseits verständlich war, so war die gesprochene Sprache zu verschieden, um beiderseits verstanden zu werden. Z.B. würde der Satz auf Mandarin *Wo gei ni jiang/shuo* 我給你講/說

(ich sage dir) in der taiwanischen Wiedergabe *Gua kap li kong* lauten. Wichtige Positionen in Politik, Wirtschaft, Erziehung, Landesschutz und verschiedenen öffentlichen Ämtern wurden von Festländern eingenommen. Das auf dem Peking-Dialekt basierende Hochchinesisch oder Mandarin (in Taiwan damals behördlich als *guoyu* 國語, d.h. „Nationalsprache“, bezeichnet) wurde als offizielle Sprache eingeführt. Das ging teilweise so weit, dass es in den Schulen den Schülern unter Strafe verboten war, Taiwanisch (*Minnanyu* 閩南語, auch als Amoy bezeichnet) zu gebrauchen. Dass es unter diesen Umständen zu Spannungen, Integrationschwierigkeiten und Missverständnissen zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen kommen musste, war naheliegend. In unserem Steyler Zentralhaus in Chiayi hatten wir zwei Angestellte, einen Taiwaner als Chauffeur und einen Festländer als eine Art Faktotum, aber vor allem als Mittelsmann im Umgang mit den Behörden. Beide waren tüchtig und liebenswürdig und unsere Missionare konnten mit beiden gut zurecht kommen. Auch wenn es nicht zu Konflikten kam, so waren die unterschiedlichen Vorstellungen doch spürbar. Wir kamen einmal auf die rasante Entwicklung Taiwans zu sprechen. Da sagte Herr Wang (Festländer), das sei allein der klugen und konsequenten Führung der Festländer zu verdanken. Herr Cai (Taiwaner) meinte dazu, diese Ansicht sei kompletter Unsinn, der Fortschritt Taiwans sei einzig dem Fleiß und der guten Zusammenarbeit der taiwanischen Bevölkerung zu verdanken. Die Regierung verhielt sich bis zum Tod von Präsident Chiang Kai-shek (1975) ziemlich diktatorisch und folgte lange dem Kriegsrecht (1949–1987). Sein Sohn und Nachfolger Chiang Ching-kuo war klug genug, mehr Offenheit in Richtung Demokratie zuzulassen. Auch das Ein-Parteien System kam mit Aufkommen der Demokratischen Fortschrittspartei (Minjindang 民進黨) in Taiwan zu einem Ende.

Für die christliche Missionsarbeit und die Kirche ergab sich mit dem Vorhandensein der verschiedenen Bevölkerungsgruppen – Festlandchinesen, Taiwaner und Ureinwohner – als naheliegend, sich zu entscheiden, auf welche Einheit sie den Schwerpunkt ihrer Arbeit legen wollte, mit anderen Worten, unter welchem Bevölkerungsteil am ehesten die Möglichkeit bestand, dass die Kirche sich schnell entwickle. Die Leitung der Diözesen (bald waren es sieben) lag am Anfang noch ganz in den Händen von ausländischen oder vom Festland eingereisten Bischöfen. Das Steyler Missionspersonal (Patres und Brüder) bestand ausschließlich aus früheren Chinamissionaren aus Europa oder den USA und ein paar Mitgliedern aus Festlandchina, die vor allem in den Philippinen geweiht und tätig geworden waren, dann aber für den Einsatz in Taiwan bestimmt wurden. Die Tendenz, sich mit Festlandchinesen, unter denen sich auch schon eine ganze Reihe Katholiken befand und deren Sprache den Missionaren geläufig war, anzufreunden, war naturgegeben. Vor allem waren viele unter ihnen, die sich in schwieriger materieller Lage befanden und sehr dank-

bar waren, von der Kirche Hilfsgüter zu erhalten. Die Zahl der Bekehrungen nahm rapide zu und gab der Hoffnung für eine rasche Entfaltung der Kirche Raum. Auch in den meisten übrigen Diözesen wurde eine ähnliche Erfahrung gemacht, so dass der Kern der Diözesen und Pfarreien vor allem von Neuchristen aus dem Kreis der Festlandchinesen gebildet wurde. So begannen die Missionare auch bald damit, durch Erziehungs- und Sozialeinrichtungen christliche Werte zu vermitteln und die Kirche bekannt zu machen.

Vor allem in der katholischen Kirche war der Gedanke verbreitet, dass sich über diesen Kern von Gläubigen, die ihre christliche Existenz der Hilfe und Erziehung der katholischen Kirche verdankten, der christliche Glaube auch auf die weitere einheimische Bevölkerung ausbreiten würde. Das hatte sich im Laufe der Zeit als trügerisch erwiesen. Nachdem die Flüchtlinge aus Festlandchina nicht mehr auf Hilfe angewiesen waren und selbständig zu leben vermochten, begannen bei vielen Religion und Kirche den lebenswichtigen Charakter zu verlieren, und ihre Teilnahme an den Aktivitäten und dem Glaubensleben der Kirche löste sich teilweise oder ganz auf. Auch konnte sich die Kirche auf Dauer die steigenden Gehälter für mehrere Katechisten, die eine entsprechende Ausbildung für ihren Dienst erhalten hatten und beider Sprachen mächtig waren, nicht mehr leisten.

Selbstverständlich erkannten die meisten katholischen Missionare und Ordensgemeinschaften durchaus auch die Notwendigkeit, unter der einheimischen, Taiwanisch sprechenden *bensheng*-Bevölkerung tätig zu sein. Die protestantischen Kirchen (vor allem die Presbyterianische Kirche) hatten sich von Anfang an hauptsächlich auf die Evangelisierung dieser *bensheng*-Bevölkerung eingelassen und auch bald damit begonnen, einheimische Pastoren und Helfer auszubilden. Sie verzeichneten große Erfolge unter der einheimischen Bevölkerung. Auf katholischer Seite waren es zur damaligen Zeit vor allem die Maryknoller aus den USA, die sich in Nantou und Taichung primär der Taiwanisch sprechenden Bevölkerung zuwandten und es deshalb vorzogen, an erster Stelle Taiwanisch zu lernen und nicht Mandarin.

Am erfolgreichsten war die Evangelisierungsarbeit wohl unter den Ureinwohnern in den Bergen und am Rand der Berge. Die Ureinwohner zeigten der christlichen Religion gegenüber große Offenheit und schlossen sich zahlreich der katholischen Kirche an. Sie waren eher bereit, ihre zum Teil als nicht mehr zeitgemäß empfundenen religiösen Traditionen und Gewohnheiten aufzugeben und sich dem christlichen Glauben anzuschließen. Natürlich spielten auch da als Motivation die Dienste, die von der katholischen Kirche in Form von Erziehungs- und Bildungsangeboten sowie sozialer Hilfe ausgingen, eine nicht unwesentliche Rolle. Für die katholische Kirche war der Beginn der Missionsarbeit unter den Ureinwohnern (vor allem unter dem Volk der Tsou) schwierig, da vor ihr bereits protestantische Kirchen – wie die Presbyterianer und die Wahre



P. Weber mit einer Gruppe von jungen Leuten auf dem Yushan (Jadeberg) in über 3.000 Meter Höhe, 1970er Jahre. Foto: privat.

Jesus-Kirche (Zhen Yesu jiao-hui 真耶穌教會) – intensiv Missionsarbeit betrieben und Gemeinden gegründet hatten. Durch Kontakte von Angehörigen der Tsou nach draußen und zu benachbarten indigenen Volksgruppen, wo sich die katholische Kirche mit ihren von den Ureinwohnern als ansprechend empfundenen Riten und Gesängen bereits etabliert hatte, wurden diese auf die katholische Kirche aufmerksam und baten bei den Bischöfen um Glaubensboten.

Die liturgischen Abläufe der Gottesdienste und die Vermittlung von Glaubensinhalten, vor allem in geschriebenen Texten, geschahen auf Mandarin, das die jüngere Generation aufgrund der Grundschulziehung auch in den Bergdörfern beherrschte. Geeignete Helfer unter den Angehörigen



Kirche und Pfarrhaus in Tefuye. Foto: privat.

der indigenen Volksgruppen, die sowohl des Mandarin wie auch der Ureinwohnersprachen mächtig waren, fungierten für die ältere Generation als Übersetzer und Gebetsführer. Geschriebene Texte in den Ureinwohnersprachen gab es anfangs noch nicht. Es war damals von der Regierung auch verboten, nicht-chinesische, in Latinisierung verfasste Texte in einen öffentlichen Gebrauch zu bringen. Das Misstrauen, dass Texte in Umlauf kommen könnten, die eine politische Agenda enthielten oder unbemerkt zu Aufruhr anstachelten, oder dass eine kommunistische Infiltration sich einschleiche, war in Partei- und Regierungskreisen durchaus noch vorhanden. So war es auch Vorschrift, dass Missionare, die unter den Ureinwohnern arbeiteten, einen Bergpass (Erlaubnis zum Betreten der Bergregion der *yuanzhumin*) bei sich führen mussten, der am Kontrollpunkt beim Eintritt in die Bergregion vorgezeigt werden musste. Auch in den Dörfern, die die Missionare besuchten, waren sie verpflichtet, sich auf der Polizeistation registrieren zu lassen. Der Bergpass musste jeden Monat (später alle zwei Monate) von der zentralen Verwaltungsbehörde in der Stadt erneuert werden. Ich selbst habe mich immer an diese Bestimmung gehalten und habe damit dann auch immer problemlos Zugang zu meinen Zielorten erhalten.

Auch das unwegsame Gelände (anfangs lief der Verkehr zu den einzelnen Dörfern fast ausschließlich über enge Fußpfade) bildete eine Schwierigkeit, vor allem für den Transport von Materialien. Die gesamte Glaubensaneignung war somit relativ einfach, aber doch eindringlich und eindrucksvoll. Die ersten Kapellen waren einfache Bambushütten, nicht selten auch von Ratten und Schlangen besucht. Die rasante Entwicklung Taiwans hat auch in den Bergen auf die Glaubensverbreitung ihre Auswirkung gehabt. Die Elektrizität brachte das Fernsehen, neue Straßen mit Autos und Motorrädern förderten den Verkehr und die Kontakte nach draußen, Arbeitssuche und Studium in der Stadt führten zu weniger gebundenem Denken und Handeln. Glaube und Zugehörigkeit zur Kirche gerieten in die Krise, aber gleichzeitig kam es auch zur Festigung des Glaubens derer, die über die kirchliche Gemeinschaft zum Wesentlichen im Leben vorgedrungen waren.

Grundsätzlich lässt sich zum Verhältnis von *benshengren*, *waishengren* und *yuanzhumin* sagen, dass es im Laufe der Jahre mehr und mehr zu einer gegenseitigen Akzeptanz gekommen ist sowie zu einem Bewusstsein, dass wir alle im gleichen Boot sitzen und aufeinander angewiesen sind. Die Abgrenzungen wurden mehr und mehr aufgehoben. Die in festlandchinesischen Familien geborenen Kinder wuchsen in Freundschaft mit taiwanischen Jugendlichen auf, sie waren auch in der Lage, auf Taiwanisch zu kommunizieren. Es kam zu *bensheng-waisheng*-Eheschließungen. Im politischen, sozialen und wirtschaftlichen Bereich gewannen die einheimischen Taiwaner, die *benshengren*, immer mehr an Bedeutung und Einfluss.

Die *yuanzhumin* blieben als Minderheit eine Randscheinung ohne großen politischen Einfluss. Aber auf-

grund des internationalen Augenmerks, das indigene Völker allseits erhielten, wurde auch in Taiwan ihrer Existenz und Selbstdarstellung Anerkennung gezollt. Die Ureinwohnerkultur wird nicht mehr zum Opfer eines falsch verstandenen Sinisierungsprozesses, sondern wird als Wert wahrgenommen und geschätzt. Wer sich für die Ureinwohnerkultur und ihre Sprache einsetzt, wird nicht mehr von der Regierung geächtet, sondern erhält eher eine Auszeichnung. Es wurde den Ureinwohnern insgesamt auch ein eigenes Ministerium, der Rat der indigenen Völker (*Yuanzhuminzu weiyuanhui* 原住民族委員會, Council of Indigenous Peoples), zugesprochen, wo sie ihre Interessen äußern, ihre Beschwerden vorbringen und ihre Anforderungen an die Regierung stellen können. In der Kirche wurden die drei Bevölkerungsgruppen immer schon als gleichwertig anerkannt und entsprechend behandelt. Dass je nachdem, wieweit es die konkrete Situation nahelegt oder ermöglicht, auch in verschiedenen Sprachen Gottesdienste gehalten werden, geschieht nicht aus gegenseitiger Abneigung, Abgrenzung und Distanzierung, sondern einfach aus praktischen Gründen des Verständnisses oder auch als Wahrnehmung und Pflege der volksbewussten Identität.

### 3. Sie sagten, dass viele Tsou sich vom Katholizismus stärker angesprochen fühlten als vom Protestantismus. Können Sie das näher ausführen?

**Antwort:** Als es Anfang der 1960er Jahre über die Teilnahme von Tsou-Angehörigen aus dem Alishan-Gebiet an einem katholischen Weihnachtsgottesdienst bei Verwandten in einem benachbarten Gebiet zu den ersten Kontakten mit der katholischen Kirche kam, entstand das Bedürfnis, diese Kirche näher kennenzulernen. Damals war die protestantische Kirche (Presbyterianer und Wahre Jesus-Kirche) unter den Tsou um den Alishan bereits seit längerer Zeit präsent. Viele hatten sich einer dieser beiden Gruppen angeschlossen. Eine ganze Reihe von vor allem älteren Tsou zögerte aber noch, unter ihnen auch das Oberhaupt der Tsou. Irgendetwas vermissten sie.

Als die katholische Kirche dann in dem Gebiet durch die Missionsarbeit von P. Rudolf Frisch SVD (1899–1982) näher bekannt wurde, zeigte es sich, dass es vor allem der Opfergedanke war, der bei der Feier der heiligen Messe mit im Zentrum stand, der diese Leute besonders ansprach. In der protestantischen Glaubensvermittlung hatte *Mayasvi*, das jährliche „Stammesfest“, ursprünglich ein Siegesfest, bei dem ein Opfer an die Geister der Tsou einen wichtigen Teil ausmachte, keinen Platz mehr und wurde abgeschafft. Als dann einmal stattdessen in *Tefuye* bei einem *Mayasvi*-Fest auf dem großen Platz vor der *Ku'ba* (dem Männerhaus bzw. Zentrum der Tsou-Gemeinschaft) die heilige Messe gefeiert wurde, fühlten sich viele, die bisher von der christlichen Religion Abstand gehalten hatten, berührt und angesprochen. Auch das Oberhaupt der Tsou selbst ließ sich bald darauf taufen.



Die Ku'ba, das Männerhaus bzw. Zentrum der Tsou-Gemeinschaft, 1989. Foto: privat.



Tanz beim Mayasvi-Fest der Tsou-Gemeinschaft. Foto: privat.

Das Verhältnis zwischen protestantischer und katholischer Kirche war anfangs natürlich von vielen Spannungen begleitet. Im Laufe der Zeit wich die negative Haltung und es kam zu einer wachsenden gegenseitigen Akzeptanz.

#### 4. Was hat Sie an den Menschen im Volk der Tsou am meisten fasziniert?

**Antwort:** Was mich bei einigen Tsou fasziniert und angezogen hat, war ihre Hilfsbereitschaft bei Aktivitäten, welche die Gemeinschaft betrafen, und ihre Treue zur einmal angenommenen Glaubenshaltung. Ich denke da etwa an Franz Wang Chuanfa aus Lijia, einem Dorf weit in den Bergen, einen großen, kräftigen, echten Tsou. P. Frisch hatte

ihm, nachdem er Katholik geworden war, eine Einführung ins grundsätzliche Glaubensgut der Kirche zukommen lassen und ihn dann zum Christenvorsteher und Hilfskatechisten in Lijia gemacht. Er tat seinen Dienst mit großer Hingabe und absoluter Zuverlässigkeit, leitete die Gottesdienste an Sonntagen, wenn kein Priester zur Eucharistiefeyer kommen konnte, er verkündete die Frohbotschaft in echter, origineller Tsou-Sprache, und wenn der Priester zur Eucharistiefeyer kam, fungierte er als Übersetzer und sorgte für einen guten Ablauf der liturgischen Feier. Er war auch von den Gläubigen und unter den Dorfbewohnern sehr geschätzt. Es kam dann die Zeit, wo er zum Dorfvorsteher ernannt wurde und er verantwortlich war für die Belange des Dorfes und das Gelingen der weltlichen Angelegenheiten. Bei einem solchen Wechsel der Verantwortung und der zusätzlichen Arbeit sind die meisten, wenn es um die Interessen der Kirche und der christlichen Gemeinde geht, weg vom Fenster, man sieht sie nur noch selten in der Kirche. Nicht so Franz Wang. Obwohl nun das finanzielle Entgelt ausblieb, kam er, wenn es irgendwie ging, an Sonntagen immer treu zur Kirche und half bei der Gestaltung des Gottesdienstes. Auch achtete er darauf, dass für die Gebäude und Anlagen Sorge getragen

wurde. Er tat dies aus Selbstverständlichkeit als Beitrag für die Gemeinde und ohne Ansprüche auf Entgelt. Ich hatte immer ein gutes Verhältnis zu ihm.

Eine andere Person, die ich bis heute überaus bewundere und die ich sozusagen die glücklichste Frau der Welt nennen möchte, ist Wen Meimei, ein Mädchen aus dem Tsou-Volk, aber nun schon seit vielen Jahren mit einem Taiwaner, einem *benshengren*, verheiratet. Ich lernte sie schon als junges Mädchen kennen. Wir nannten sie immer nur „Ohaesa“ (ein Wort aus der Tsou-Sprache, das Schwesterchen bedeutet). Nur knapp war sie dem Schicksal manch anderer Mädchen aus der indigenen Bevölkerung entronnen, die vom eigenen Vater als Frau an chinesische Veteranen aus der Armee Chiang Kai-sheks, die ja nicht

mehr nach Festlandchina zurückkehren konnten, verschachtet wurden. Mit ihrer Mutter floh Ohaesa von zuhause und fand Unterschlupf auf der Missionsstation von P. Anton Pott SVD (1903–1986) in Fenchihu, wo man ihr großes Verständnis entgegenbrachte. Dort erhielt sie auch eine gute Ausbildung als Kindergärtnerin. Sie wurde von allen geschätzt und geliebt. Ohaesa hatte eine phantastische Art, mit Kindern umzugehen.

Das alles änderte sich, als im Süden einem Katechisten, der fünf Kinder hatte – zwei Söhne und drei Töchter –, die Frau gestorben war. Vergeblich wurde eine Frau gesucht, die dem Mann die Frau und den Kindern die Mutter hätte ersetzen können. Das nahezu Undenkbare geschah dann: Ohaesa war bereit, den verwitweten Katechisten zu heiraten. Ein Misslingen der Ehe schien geradezu vorprogrammiert. Altersunterschied, Charakterunterschied, Gefahr der Diskriminierung (bei den Han-Chinesen galten die Ureinwohner eher als zweitrangig) usw. Es war für Ohaesa tatsächlich nicht leicht, in der Familie als Ehefrau und Mutter akzeptiert zu werden. Was ihr aber immer wieder Zuversicht und Ausdauer gab, war ihr einfacher, aber tiefer christlicher Glaube und die Überzeugung, dass nur immer für andere da zu sein wirklich glücklich machen kann.

Inzwischen sind viele Jahre vergangen. Die Kinder sind alle erwachsen und haben ihre eigenen, gut situierten Familien. Auch Ohaesas eigener Sohn ist inzwischen glücklich verheiratet. Ich hatte verschiedentlich Gelegenheit, die Familie zu besuchen. Man ist erstaunt, mit welcher Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit sie alle Ohaesa begegnen. Es war ihnen nicht verborgen geblieben, was diese Frau und Mutter ihnen in den Jahren ihres Heranwachsens an Liebe und Sorge geschenkt hat. Auch ihren Mann, der vor kurzem starb, hat sie mit großer Liebe und Geduld betreut.



Ein älterer Tsou-Angehöriger bringt während der heiligen Messe Gaben zum Altar, 1980er Jahre. Foto: privat.

Was ihr eine solche Reife vermittelt hat, waren nicht weiterführende Studien, sondern ihre Offenheit, Ehrlichkeit und Natürlichkeit, mit der sie auf die Menschen zuging, und die direkte Umsetzung ihrer Glaubenserfahrung ins praktische Leben trotz aller Härten und Prüfungen, die sie durchzustehen hatte.



P. Weber mit Tsou-Angehörigen, zweite von links: „Ohaesa“. Foto: privat.

Noch ein Wort zur Charakterisierung der verschiedenen Gruppen. Vielleicht kommt in der Art, wie die Frage nach der Situation, in der sich jemand befindet, beantwortet wird, ein unterschiedlicher Charakter zweier Ethnien zum Ausdruck. Die Antwort der Ureinwohner lautete vielfach typisch in Tsou-Sprache: „*Ukana peisu*“, das heißt, „Mir fehlt das Geld“. Bei den Han-Chinesen lautete die Antwort in der taiwanischen Lokalsprache eher: „*Gua bo sikan*“, das heißt, „Mir fehlt die Zeit“. Bei den Tsou, die in der Abgelegenheit der Berge ihren Lebenskampf zu führen hatten, wurde meist die Geldnot als die große Schwierigkeit bei der Lösung von Problemen oder beim Versuch, etwas zu unternehmen,

wahrgenommen. Bei den Han-Chinesen, die besser situiert waren und ständig dabei waren, etwas zu planen oder zu unternehmen, war es meist die Zeit, die ihnen fehlte, um etwas konsequent durchzuführen.

### 5. Gibt es eine Liste Ihrer Übersetzungen biblischer und anderer christlicher Texte in die Tsou-Sprache?

**Antwort:** Es gibt keine Liste von den auf meine Initiative hin in die Tsou-Sprache übersetzten christlichen Texten. Eine solche wäre sehr kurz. Es handelt sich lediglich um die Vier Evangelien unter dem Titel: *Buacou ci fuyin* (Das Evangelium in der Tsou-Sprache)<sup>2</sup> und die Texte zum Liturgischen Sonntagsgottesdienst für die Lesejahre ABC unter dem Titel: *Hiesi to Amopepe/H'OE'EA TO MISA* (*Zhuri / ganèn jidian* 主日/感恩祭典; Tag des Herrn / Messtexte). Der Grundtext dieser Übersetzungen wurde von Johannes Zheng Zhenzong und teilweise von Herrn Wu Liangjue in mühsamer Kleinarbeit anhand der chinesischen Vorlagen in die Tsou-Sprache übertragen und dann mit mir in einer Gruppe von erfahrenen Tsou-Angehörigen überarbeitet. Der Text der Vier Evangelien ist 2012 in Buchform erschienen. Die Messtexte sind inzwischen auch in gedruckter Form vorhanden und den katholischen Gemeinden in den Bergen zugestellt worden.

Von Johannes Zheng wurden auch einige der festen Gebetsteile (in Tsou-Sprache) aus der heiligen Messe den Melodien des Mayasvi-Festes folgend vertont. Es handelt sich dabei um das Kyrie, Gloria, Vaterunser und Agnus Dei. Diese Teile sind in der Gemeinde sehr beliebt und finden bis heute in allen Dörfern Verwendung.

### 6. Wie kann man christliche Begriffe in die Tsou-Sprache übersetzen? Was zeichnet diese Sprache aus und worin bestehen die Schwierigkeiten bei der Übersetzung?

**Antwort:** Vom Beginn der Evangelisierungsarbeit unter den Tsou bestand natürlich das Bedürfnis, religiöse Inhalte und Aussagen über das Medium der eigenen Sprache und vor dem Hintergrund der Tradition der Tsou als Hinführung zum Glaubensleben aufzunehmen. Bei der Übersetzung von religiösen, biblischen und liturgischen Texten in die Tsou-Sprache geht der Ablauf vor sich wie bei der Übertragung von Texten in andere Sprachen überhaupt. Sinn und Inhalt des Abschnitts, der übertragen werden soll, müssen klar erfasst sein und thematisch in einer Aussage zusammengefasst werden können. Dann geht es in die Konkretisierung des Inhalts in Einzelaussagen in Form von Sätzen, wobei die Übersetzer in die Tsou-Sprache versuchen, der chinesischen Vorlage zu folgen. Da ist es dann wichtig,

Satzteile und Worte aus der Zielsprache zu finden, die der Aussageabsicht der Vorlage am nächsten kommen. Für unsere an der Übersetzung beteiligten Angehörigen der Tsou konnte nur der chinesische Text, der in der katholischen Kirche in Gebrauch war, als Vorlage dienen. Ich selbst hatte natürlich die Möglichkeit, den lateinischen, griechischen, englischen und deutschen Text zum Vergleich heranzuziehen.

Da die meisten Gläubigen auch mit Chinesisch oder Japanisch, je nach Altersstufe, vertraut waren, bestand bei den Übersetzern immer die Versuchung, schwierigere Wörter und Inhalte wie Gott, Gnade, Gebet, Himmelreich etc. in japanischen Ausdrücken wiederzugeben. Diese japanischen Ausdrücke waren den Hörern allmählich so geläufig geworden, dass sie gleichsam bereits wie zur eigenen Sprache gehörig empfunden wurden. Diese Lehnwörter – wie z.B. „*Seilei*“ (= Heiliger Geist) – haben wir dann beibehalten. Ansonsten haben wir bei der endgültigen Fixierung der schriftlichen Texte sehr darauf geachtet, dass Tsou-Ausdrücke gefunden wurden, die dem ursprünglichen Sinn der Texte entsprachen, aber doch auch im Volk das Empfinden vermittelten, auf dem Boden der eigenen Tradition zu stehen, so dass es sich beim Hören der Texte heimisch fühlen konnte.

So wurde etwa „*kamisama*“ für Gott durch „*Amopepe*“ (= Vater im Himmel), „*megumi*“ für Gnade durch „*ma'cinghi*“ (= Herzenszuwendung), „*oinoli*“ für Gebet durch „*euho'ho'ü*“ (= sich vertrauensvoll an eine höhere Gewalt wenden) ersetzt.

Auch für die Protestanten bestand natürlich das Problem der korrekten Wiedergabe biblischer Texte in der Tsou-Sprache. Beide Kirchen haben ihre eigene Version. In der katholischen Version lautet, wie schon erwähnt, der Ausdruck für Gott „*Amopepe*“, während die protestantische Version den Ausdruck „*Hamo*“ für Gott eingesetzt hat. Es handelt sich hier um den Namen des Gottes des Tsou-Volkes. Wir haben in der katholischen Version bewusst nicht diesen Ausdruck übernommen, um in der Vorstellungswelt der Gläubigen keine falschen Konnotationen mit dem Namen zu verbinden, sondern den Bezug zum Gott Jesu Christi als einzigem Gott zu betonen.

Wie in anderen Sprachen liegt auch in der Tsou-Sprache ihre Schönheit in der Kunst, Begegnungen, Beziehungen, Vorstellungen und Handlungen in strukturierter Form wahrnehmungsgerecht wiederzugeben. Grundlage und Ausgangspunkt bildet immer der konkrete Erfahrungsbereich und endet mit einer Aussage, die den Existenzbereich des Menschen berührt. Sehr stark wirkt sich im Tsou-Bewusstsein für die Sprachstruktur der Subjekt-Subjekt-Bezug aus, während in anderen Sprachen eher der Subjekt-Objekt-Bezug bestimmend ist. Z.B. „*Os 'o cu aiti e amo-su*“ (= ich habe deinen Vater bereits gesehen). Dieses „deinen Vater“ wird eher als ein Subjekt als ein Objekt wahrgenommen.

<sup>2</sup> Hierzu siehe auch A. Weber, „Das Evangelium in der Muttersprache: Publikation der vier Evangelien in der Ureinwohnersprache der Cou in Taiwan“, in: *China heute* 2013, Nr. 1, S. 6-9. Anm. der Red.





Das Dorf Tefuye im Arbeitsgebiet von P. Weber. Foto: privat.

Einflussreich auf die Satzbildung wirkt sich auch aus, ob etwas im Rahmen des Aussagebereiches sichtbar oder unsichtbar, nahe oder ferne, real oder ideell vorhanden ist. Ferner, ob ein Prozess bereits abgeschlossen oder noch im Verlauf ist oder ob es sich um einen Zustand oder ein einmaliges Ereignis handelt. Bei obigem Beispiel ist ausgesagt, dass ich den Vater als sichtbare Person (*e amo*) bereits gesehen (*os ó cu aiti*) habe.

Eine Schwierigkeit bei der Übersetzung ergibt sich natürlich aus der Tatsache, dass es sich bei einem Ureinwohnervolk um Menschen handelt, die jahrhundertlang abgeschlossen in der Natur gelebt haben, wobei sich die Sprache in einem langen Prozess als Kommunikationsinstrument gebildet hat. Sie bewegten sich in einer anderen Vorstellungs-, Erfahrungs- und Ausdruckswelt, als ein Volk unter vielen Völkern mit einer ausgeprägten Kommunikationskultur dies tut. Die Grundzüge der menschlichen Erlebniswelt mit ihren psychischen Zusammenhängen, die über einen großen Reichtum an Ausdrucksmöglichkeiten verfügt, sind natürlich auch in einer Ureinwohnergemeinschaft vorhanden. In einer Übersetzung religiöser Texte müssen diese kulturellen Zusammenhänge beachtet und in einer entsprechenden Sprachform wiederzufinden sein. Wieweit sich die historisch-soziale Entwicklung im Laufe der Jahre, vor allem eben im Anschluss an die Moderne, auch auf einen Wandel in der Sprache auswirkt, müsste in einer Einzeluntersuchung nachgewiesen werden.

### 7. Wie kann die Kultur der Tsou erhalten werden?

**Antwort:** Mit reichlicher Verspätung hat die Regierung der Republik China / Taiwan den Wert und die Bedeutung der Ureinwohnerkulturen (es gibt mehrere Völker und Volks-

gruppen, die je ihre eigenen Akzente in der Verwirklichung ihres kulturellen Bewusstseins setzen) erkannt. Die Gestaltung der kulturellen Ausdrucksformen (Trachten, Tänze, Gesänge), die nun durchaus auch die Zustimmung der Regierung erhält, läuft heutzutage aber meist auf attraktive Veranstaltungen zur Förderung des Tourismus hinaus. Manchen Volksgruppen gelingt es, bei der Organisation solcher Veranstaltungen auch wesentliche Elemente ihrer spezifischen indigenen Kultur einzubringen. Das hat seinen Wert, vor allem wenn es gelingt, die Jugend in die Wahrnehmung, das Interesse und die Gestaltung solcher Veranstaltungen mit einzubeziehen. Dies geschieht bei den Tsou z.B. im Dorf Shanmei (Saviggi) mit der Einrichtung der Tanaiku-Programme, wo versucht wird, die Han-Chinesen, die in großer Zahl dazu das Dorf besuchen, in das Wesen der Tsou-Kultur einzuführen und zum Respekt gegenüber den *yuanzhumin* anzuregen.

Was aber insbesondere die Kultur eines Volkes wiedergibt, die Sprache, verdient vor allem erhalten und gepflegt zu werden. Dies geschieht zu wenig. Auch in den Dörfern der Tsou hat das Bildungsministerium nun in den Grundschul-lehrplan die Vermittlung der indigenen Sprache eingeführt. Aber das verliert an Effektivität, wenn diese Sprache nicht in der Familie gepflegt wird und wenn sie nicht in der örtlichen Gemeinschaft systematisch gefördert wird. Die Jugend wird mehr und mehr zum Opfer eines Sinisierungsprozesses. Die Sprache wird nur noch als eine Art Kuriosität in eine gewisse Liedkultur eingebaut, um den Attraktivitätsgrad zu erhöhen, aber das ist nicht genug, um die Aussagekraft und Mitteilungsfähigkeit der Sprache auf der Bewusstseins-ebene zu erhalten. Umso wichtiger ist es deshalb, dass in den kirchlichen Gottesdiensten, die ja regelmäßig stattfinden und zu denen jeder Gläubige und Nichtgläubige Zutritt hat, die Vermittlung der Frohbotschaft und die Feier der Liturgie in der Tsou-Sprache gepflegt werden. Deshalb kam es ja auch zu dem jahrelangen Bemühen, die gesamten Texte in schriftlicher Form zugänglich zu machen, damit sich die Leute schrittweise mit wachsender Begeisterung in ihren Gebrauch einleben. Dazu wäre natürlich ein regelmäßiger Gottesdienstbesuch angesagt.

### 8. Welches waren weitere prägende Ereignisse und Begegnungen für Sie in Ihrer Zeit in Taiwan?

**Antwort:** Ich habe nie Tagebuch geführt oder besondere Ereignisse als solche registriert. Die gesamte Missionsarbeit auf Taiwan war ein prägendes Ereignis gemischt aus Erfolg und Misserfolg, aber es liegt mir nicht, diese als solche zu sehen. Gott kann auch aus Fehlschlägen Früchte gedeihen lassen, das entzieht sich unserer Beurteilung. Vielleicht darf

ich ein kleines, sehr unscheinbares Ereignis erwähnen, das für mich bedeutsam war im Sinne einer Ermutigung zu einer Zeit, die eher von Ernüchterung gezeichnet war. Als junger Missionar ist man getragen von der Hoffnung und dem Wunsch, blühende christliche Gemeinden aufzubauen. Ich bin nach Abschluss meiner Studien für 35 Jahre als Missionar auf Taiwan tätig gewesen. Nach einem zweijährigen Studium der chinesischen Sprache wurde ich zu den Tsou in die Berge geschickt. Die Ureinwohner haben, wie beschrieben, ihre eigene Sprache und Kultur. Während die Jugend sich damals schon ganz dem chinesischen Kontext in Sprache und Kultur angeglichen hatte, fühlte sich die ältere Generation noch stärker der Tradition ihrer Vorfahren verbunden.

Dem Christentum gegenüber aber zeigten sie Offenheit, und eine große Zahl der Ureinwohner hatte sich auch der katholischen Kirche angeschlossen. In jedem Dorf hatte sich eine Gemeinde von Christgläubigen gebildet. Als ich in die Arbeit einstieg, war aber das Neuheitserlebnis dieser Gläubigen gegenüber Kirche und Religion bereits vorbei. Die Glaubenshaltung erwies sich bei vielen als oberflächlich und von falschen Erwartungen motiviert. Es wurde immer schwieriger, die Gläubigen für ein geregeltes, tiefgreifendes Glaubensleben zu gewinnen. Die Krise war spürbar geworden. Die Herausforderungen an einen jungen Missionar waren beträchtlich. Er fragt sich: Was will ich hier? Worauf kommt es nun wirklich an? Wird die christliche Botschaft denn überhaupt verstanden und angenommen? Hat sie denn auch Aussicht, zur Gestaltung einer neuen Gesellschaft aus dem Geiste Christi beizutragen?

Ein Erlebnis von damals bleibt mir bis heute unvergesslich, es war entscheidend für meinen weiteren Einsatz zur Umsetzung des Sendungsauftrags Jesu. Zu meinen Besuchen in den einzelnen Dörfern musste ich stundenlang über enge, oft steile Bergpfade und über Hängebrücken wandern. Straßen gab es damals in den Bergen noch keine. Auf einer solchen Wanderung kam ich einmal an einer Berghütte vorbei, in der die Ureinwohner ihre Arbeitsgeräte aufzubewahren pflegten. Todmüde setzte ich mich hin, um mich etwas auszuruhen. Da sah ich mir gegenüber an einem Bambuspfeiler einige chinesische Zeichen. Ich ging näher hin, um herauszufinden, was da in dieser abgelegenen Berggegend geschrieben stand. Und siehe da, es war der Satz aus dem Johannesevangelium: Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren geht [...]. Für mich war das damals eine wahre Offenbarung. Da hat doch tatsächlich jemand begriffen, worum es wirklich geht. Dies wurde für mich zu einer ungeheuren Ermutigung und eine Bestätigung, dass die christliche Botschaft durchaus auf fruchtbaren Boden fallen kann und es wichtig ist, sich weiter voll in ihren Dienst zu stellen.

## 9. Was würden Sie als persönliche Erfolge oder Misserfolge Ihrer Arbeit als Missionar ansehen?

**Antwort:** Wie oben schon angedeutet, betrachtete ich meine Missionsarbeit nie unter dem Aspekt von Erfolg oder Misserfolg. Es kam innerhalb meines Verantwortungsbereiches nie zu einer Bekehrungswelle, weder bei den Ureinwohnern noch bei den Han-Chinesen in der Ebene. Der Sturm auf den Taufbrunnen war längst vorbei. Ich sah meine Hauptaufgabe darin, den Glauben besser im konkreten Leben zu verorten, das Glaubenswissen zu erweitern und das Glaubensbewusstsein in den Gemeinden und Familien zu vertiefen und zu aktivieren. Das ist mir verschiedentlich gelungen, aber es blieben doch eher Ausnahmereisnerungen. Sowohl unter den Ureinwohnern als auch unter den Han-Chinesen sagten mir gelegentlich Leute: „Pater, bisher waren mein Glaubensverständnis und mein Zugehörigkeitsgefühl zur christlichen Gemeinschaft sehr oberflächlich, seit du die Gemeinde leitest und uns in der Bibelgruppe die Gelegenheit gibst, uns über die Glaubensinhalte auszutauschen, verstehe ich viel besser, worum es wirklich geht, und ich habe meinen Glauben zu schätzen gelernt.“

Was die Arbeit unter der Urbevölkerung betrifft, so bestand meine Aufgabe vor allem darin, die Aufbauarbeit von P. Frisch weiterzuführen. So gelang es uns z.B., eine Reihe von Elternpaaren zur Teilnahme an einem sogenannten *Marriage Encounter* zu bewegen, der vom Sozialinstitut in Taichung organisiert worden war. Diese Aktion erwies sich insofern als recht hilfreich, als diese Familien dann auch ihre Vorbildfunktion für die Gestaltung eines den christlichen Werten entsprechenden Familienlebens wahrnahmen. Ferner leistete die Kirche einen beachtlichen Beitrag zur Hebung des Bildungsniveaus in der Bergregion durch das Angebot, die Schüler nach Abschluss der Grundschule in der Stadt Chiayi eine Mittelschule besuchen zu lassen. Die Schülerinnen und Schüler konnten in einem Wohnheim in unmittelbarer Nähe der Fu-Jen-Mittelschule Unterbringung und Betreuung erhalten. Die Leitung der Fu-Jen-Mittelschule zeigte sich sehr entgegenkommend und kooperativ in dem Bemühen, den Jugendlichen aus den Bergen eine gute Ausbildung zukommen zu lassen. Damit war natürlich auch der Gedanke verbunden, dass diese in der Zukunft in den Bergdörfern wichtige Positionen im Bereich von Regierung, Bildung und Verwaltung übernehmen würden, was dann auch geschah. So erwies sich dieser Einsatz im Bereich der Erziehung durchaus als ein Erfolg.

Erfolg und Misserfolg liegen manchmal aber sehr nah beieinander. Als Erfolg würde ich auch durchaus mein Bemühen um den Erhalt und den Gebrauch der Tsou-Sprache ansehen. Dass nun schriftliche Texte der Bibel und des gesamten Sonntagsgottesdienstes der Lesejahre ABC vorhanden sind und die heilige Messe schon seit langem in der Sprache der Tsou gefeiert werden kann, ist eine bemerkenswerte Sache. Dass es aber nicht gelungen ist, die Jugend der Tsou für den konsequenten Gebrauch der Spra-

che ihres Volkes zu begeistern und so den Erhalt der Sprache als kostbarstes Kulturgut zu garantieren, buche ich als Misserfolg.

### 10. Wer hat Ihre Arbeit nach Ihrer Rückkehr nach Deutschland weitergeführt?

**Antwort:** Die Provinz- und Distriktverwaltung der Steyler Missionare in Taiwan hat dafür gesorgt, dass die Evangelisierungsarbeit und der pastorale Einsatz in den Gemeinden fortgeführt werden. Das Personal hat sich stark verjüngt, und eine ganze Reihe der eingesetzten Priester und Brüder kommt jetzt aus Asien. Was die fortgesetzte Förderung der Sprache der Tsou betrifft, so ist Priester Norbert Pu Yinghsung, ein Tsou-Angehöriger und Neffe des Oberhauptes der Tsou, der aber Diözesanpriester ist und in einer chinesisch/taiwanischen Gemeinde arbeitet, sehr daran interessiert, dass in allen christlichen Gemeinschaften in den Bergen der Gebrauch der Muttersprache in der Liturgie erhalten bleibt. Auch unter dem Volk in den Bergen gibt es starke Stimmen – nicht zu vergessen Sr. Lisa Wang OP, die Tante von Norbert Pu –, die sich für das Überleben und den Gebrauch der einheimischen Sprache eingesetzt haben und weiter einsetzen. In SVD-Kreisen scheint sich aber eher die Ansicht durchzusetzen, dass es sich nicht lohne, Zeit und Personal für die Erlernung und Propagierung der Tsou-Sprache einzusetzen, da die Sprache früher oder später von der Bildfläche verschwunden sein und das Chinesische sich auf allen Ebenen und in allen Bereichen durchsetzen wird. Ca. 6.500 Personen fühlen sich heute noch dem Tsou-Volk zugehörig.

### 11. Hatten Sie nach Ihrer Rückkehr aus Taiwan selbst eine Möglichkeit, Ihre Arbeit fortzusetzen, z.B. durch neue Übersetzungen?

**Antwort:** Ich wurde im Jahre 2000 nach Deutschland zurückgerufen, um die chinesischen Studierenden aus Festlandchina (Priester, Seminaristen und Ordensschwwestern), die an der Philosophisch-Theologischen Hochschule SVD



P. Weber in der Alishan-Gegend im August 2003. Foto: privat.

Sankt Augustin Theologie studierten, zu begleiten und zu unterstützen. Nach der Übernahme der Leitung des China-Zentrums im Jahre 2005 hatte ich zur Förderung der Kontakte mit China häufiger Gelegenheit, das chinesische Festland und auch Taiwan zu besuchen. Insofern konnte ich meinen Dienst in und an der chinesischen Kirche weiterführen. Bei den Besuchen in Taiwan ging es vor allem um die Fortführung und Vollendung der Übersetzung der liturgischen Texte für den Sonntagsgottesdienst, die Hochzeitsliturgie, die Beerdigungsliturgie, die Feier des Neujahrsfestes und andere Feste in die Sprache der Tsou. Im Jahre 2017 kamen diese Arbeiten zum Abschluss. Für neue Übersetzungen von welchen Texten auch immer besteht keine Notwendigkeit. Ich könnte sie, allein auf mich selbst gestellt hier in Deutschland, auch gar nicht durchführen. Bei solchen Arbeiten ist man unbedingt auf die unmittelbare Zusammenarbeit mit qualifizierten, erfahrenen und der Tradition verbundenen Muttersprachlern angewiesen, die noch über das ursprüngliche Sprachgefühl verfügen.

### 12. Welche Ratschläge würden Sie heute einem Missionar geben, der nach Taiwan geht und bei den Tsou oder anderen *yuanzhumin* arbeitet?

**Antwort:** Rückblickend würde ich natürlich manches anders machen. Vor allem würde ich viel mehr den direkten Kontakt zu den Menschen, einzelnen und in Familien und Gruppen, suchen, für deren Betreuung ich die Verantwortung übernommen habe. Nur so kann man Zugang finden zu Hintergrunderfahrungen, vertraut werden mit Sprach-, Lebens- und Verhaltensformen, die zum besseren Verständnis der Lebensart der Menschen beitragen und Missverständnissen vorbeugen. Auch würde man Erfahrungen für den lebendigen Gebrauch der Sprache gewinnen. Damit würde dann leichter vermieden, was die Chinesen mit dem schönen Idiom zum Ausdruck bringen: *bi men zao che* 閉門造車 – was im Deutschen wiedergegeben wird mit „realitätsfern handeln“. Vor allem als Neuling ist man leicht versucht, zu zurückhaltend zu sein, um Fehler zu vermeiden. Das darf nicht zur Gewohnheit werden und so die Schritte zur echten Solidarität mit den Leuten behindern. Dennoch ist Klugheit und eine gewisse Zurückhaltung immer angebracht, um sich nicht vereinnahmen zu lassen für ein Verhalten, das den Ruf des Missionars in Mitleidenschaft ziehen könnte. Die *yuanzhumin* sind sehr aufgeschlossene, gefühlsbetonte und gemeinschaftsbezogene Menschen, die die Freundschaft schätzen und ein unkompliziertes religiöses Grundbewusstsein haben.